

Der unnütze Mensch

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 49

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646069>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

6. Dezbr. 1919

Rutschbahn.

Von Karl Stamm.

Ein bunter Clown von den Tribünen schreit:
Nur immer reinspaziert! Besiegt die Zeit!
Hoch Berg und Tal! Durch Tunnel! Ueber Brücken!
Besiegt die Zeit! Ihr werdet euch beglücken!
Man staut sich ein, man reißt sich um Billette.
Wir warten Stunden, warten um die Wette,
Indes vor unsern Augen Rädergondeln sausen,
Wir hören sie im Kartonberg verbrauchsen.
Ein Wagen schiebt sich unter unsere Beine,
Auf Leinwand links und rechts gemalt erzittern Steine,
Das gibt uns auf die Fahrt ein Lächeln mit.
Hui! Saust's zu Tal! Schwellen und Balken schüttern.
Die eisernen Gelenke krachen, splintern.
Und einer schreit: „Hier brach der Berg zusammen.
Sanft ruhn die Toten, die darin verschlammten!“
Gebirg wirft weiße Segen Schnee hernieder,
Ein Wassersturz, Alpdörfer läuten nieder,
Wir rollen fort und rollen ohne Ziel.
Ein Grausen fröstelt . . . Sort! Es ist nur Spiel!
Sind wir noch eingeschient? Es fliehn die Gleise . . .
Bah! Freu dich doch! Hoch lustige Weltenreise!

Der Vormann im Gestänge reißt und ruckt.
Hinüber schleudert uns ein Viadukt.
Wir staunen, leuchten ob der Wunderkraft,
Die spielend uns dem harten Grund entrafft.
Schwarz fällt der Berg vor uns. Der Vormann schreit:
„Der große Tunnel! Hoch! Besiegt die Zeit!“
Aufdröhnen, donnern, speien enge Wände.
Juchrufen! Angstgeschrei! Verkrallte Hände!
Es ist nur Spiel. Doch alle Höllen schlehen
Die Riegel auf und fauchen, brüllen, heßen.
Es packt uns im Genick und hemmt und hemmt —
Wir sind von eisigem Schweiß überflutet. . . .
Da donnert unser Zug durch Sonnenmatten.
Es ist nur Spiel. Doch aus dem Tunnel Schatten
Ein Arbeiter, zwei, drei! . . . Steine in Händen!
Es ist nur Spiel. . . . Und langsam wenden
Die Drei sich um. . . . Ich spür den Stein im Nacken,
Sühl einen Toten mir das Haupt vom Rumpfe hacken,
Es ist nur Spiel! Wir spielen jetzt die Kühnen!
Der bunte Clown schreit, speit von den Tribünen:
[Besiegt die Zeit!

(Mus.: „Der Aufbruch des Herzens“. Verlag Rascher & Cie., Zürich, 1919 — vergleiche Rezension.)

Der unnütze Mensch.

Erzählung von Ruth Waldstetter, Bern.

1

Berlin W., 12. Oktober 1915.

Liebe Schwester Nina!

Ich bin zu Hause eingezogen, vor zwei Stunden. Ich werde Ihnen das alles schildern, wie Sie es wünschten, sobald die Müdigkeit weg ist. Mit dem Geist bin ich noch nicht hier, sondern immer im Lazarett, bei den Kameraden, bei Ihnen, Schwester Nina, bei Ihnen.

Nur eins will ich Ihnen noch erzählen. Ich las während dem Transport eine Broschüre über Kriegsbeschädigtenfürsorge. Auf der letzten Seite stand da: „Ein kleiner Prozentsatz von traurigen Existenzen, die zu keiner Arbeit mehr zu

ertüchtigen sind, wird ja immer bleiben; aber die Wunder der modernen Technik und Chirurgie haben ihn auf ein Mindestmaß beschränkt.“ Jetzt wissen Sie, wohin ich gehöre.

Ich glaube, mein Schreiben ist unleserlich — meine Hand so schwer.

Ihr Georg,
ein unnützer Mensch.

Reserve-Lazarett D. II, 15. Okt.

Lieber Herr Neumann!

O, wie schreiben Sie mir! Ich sollte bei Ihnen sein und Ihnen einen großen Irrtum ausreden. Spüren Sie

nicht, daß meine Gedanken um Sie sind. Ich habe nur eine Minute Zeit, um diese Zeilen mit Blei hinzuzufügen.
Tausend Grüße!

Schwester Nina.

Ihre Schrift kann ich gut lesen. Wird der Arm elektrifiziert?

Berlin W., 19. Oktober.

Schwester Nina! Wer ist das, „Herr Neumann“? „Georg“ war ich die ganze Zeit, als ich im Absonderungszimmer lag; „Neumann“ nur im Saal 36 der Kameraden wegen — und nun bin ich abgesonderter als je! Aber Ihre Gedanken habe ich gespürt, Schwester Nina. Ich habe von Ihnen geträumt. O, wie war das Erwachen traurig!

Nun aber will ich Ihnen meine Ankunft erzählen. (Der Arm ist alle die Tage elektrifiziert worden, übrigens auch der linke Rücken und Beine. Merkwürdig, daß die Schreibhand das einzig halbwegs Bewegliche ist!)

Ich komme also gegen zwölf Uhr in Berlin W., Bayreutherstraße, an. Die Träger stellen die Bahre einen Augenblick vor der Wohnungstür ab. Da öffnet Mutter selbst. Sie beugt sich nieder, küßt mich und fragt, ob mich der Transport nicht zu sehr ermüdet habe. Es ist wie irgendein Empfang am Bahnhof — desto besser. Dann zeigt sie den Trägern den Weg. Im Korridor steht ein neues Zimmermädchen, ein junges Ding. Sie hält die Tür zu meinem Zimmer auf; aber wie man mich an ihr vorbeiträgt, kann ich's nicht fassen; ich meine, ich müsse aufrecht auf meinen Füßen ins Zimmer gehen wie sonst.

Die Träger sind fort. Mutter sitzt bei mir, und wir legen das Programm fest: vormittags ärztliche Behandlung, ich kriege einen Krankenpfleger usw. (Ich hatte mir vorgenommen, bei dem sachlichen Ton zu bleiben, und es gelang). Mutter sagte etwas von der Gage des Pflegers — wir haben nicht daran gedacht, Schwester Nina, daß mein Leben noch einen Ausgabeposten bedeutet! Wissen Sie, Saal 36 mit den grauen Wänden und den Kameraden von draußen paßt jetzt doch besser zu mir als dies Zimmer mit den Kissen und Teppichen und dem Diskoswerfer aus Bronze.

Ich teilte Mutter dann mit, daß ich meine Feldzugs-erinnerungen niederschreiben will, sobald mein Kopf frei und das Gedächtnis wieder ganz hergestellt ist. Ich glaube, sie war sehr erleichtert. Sie hatte gewiß ein wenig meine „Verzweiflung“ gefürchtet, und das kann man begreifen, wenn man Mutter ansieht, wie sie so rasch und energisch in der Wohnung umhergeht und befiehlt und anordnet, ohne sich jemals Zeit zu geben für einen „zuvielen“ Gedanken.

Mit Papa war's schon anders. Ich sagte Ihnen, Schwester Nina, er sei ein guter Geschäftsmann; aber er ist nicht nur das.

Um halb zwei pünktlich hört' ich ihn nach Hause kommen, ganz wie früher. Als er die Tür aufst, wie gealtert sah er aus! Er sagte wenig; es war ein schwerer Augenblick; nie vergesse ich den Ton in seiner Stimme. Nachher bat er mich, ihm alle Wünsche, die ich etwa haben könnte, mitzuteilen. Mutter und er würden „so glücklich sein“, wenn sie mir alles ganz nach Wunsch und behaglich einrichten könnten. Ich rückte wieder mit dem Plan zu den Feldzugs-erinnerungen heraus. Papa leuchtete auf.

Er will jeden Tag seine Kaffeezeit bei mir verbringen. Nun, er wird mich nie in meinen schwarzen Stunden sehen; das habe ich meinem Mannestum geschworen.

Immerhin: wem man so entgegenkommt, der muß schon furchtbar betroffen sein.

20. Oktober.

Am nächsten Morgen kam Dr. Böh und behandelte mich eine Stunde lang. Mutter führte ihn ein und sagte, man habe ja neuesterdinge wunderbare Resultate mit dem Elektrifizieren erzielt. „Wunderbar“ sagten bei uns die Mädels auch von Konzerten und Schokoladentorte. Nun denken Sie wieder „Sie böser Berliner“! Ah, nein, Schwester Nina. Aber ich frage mich, ob nicht alles, was noch für ein Minimum von Besserung an mir versucht wird, Komödie ist?

Denn ich bin noch immer fest überzeugt, daß ich die teilweise Beweglichkeit meiner rechten Hand nicht der Medizin, sondern Ihnen allein verdanke; weil Sie sich's vorgesetzt hatten, mich arbeitsfähig zu machen, weil Sie in jeder freien Minute und immer während unsern Gesprächen mit Ihren warmen Händen meine apathische Hand strichen und kneteten und jeden Nervo und Muskel kannten und mit Ihrem Willen erfüllten . . . Und nun sind wir getrennt!

Schreiben Sie mir! Schreiben Sie mir!

Ihrem Georg.

Reserve-Lazarett D. II, 28. Oktober.

Lieber Georg!

Ich konnte mir den Dreihüftkaffee in mein Zimmer retten und habe nun eine halbe Stunde für Sie. Oder für mich, es kommt auf eines heraus. Wenn ich einmal zu mir selber komme, so bin ich auch schon bei Ihnen.

Zuerst das Praktische: Sie dürfen der Behandlung nicht skeptisch gegenüberstehen. Ich werde jeden Morgen meine Gedanken auf Ihre Besserung richten; aber Sie müssen mir mit Ihrem Willen helfen. Dies ist abgemacht, nicht wahr?

Und dann, lieber „unnützer Mensch“! Wenn Sie wüßten, wie mich selber der Satz gepeinigt hat, den Sie mir abschrieben! Niemals, niemals dürften die Leidenden „traurige Existenzen“ genannt werden. Mich empört es in innerster Seele. Wenn ich daran denke, wieviel Schönes, wieviel unvergänglich Schönes ich bei Euch erlebt habe, meine Schwerverwundeten, meine „Kinder“, wie Ihr gut waret und sanft wurdet und wie heldenhaft sich mancher auf eine sogenannte traurige Heimkehr zu den Seinen vorbereitet hat! Nie in meinem Leben habe ich soviel Schönheit gesehen und soviel Glück erlebt wie bei Euch. Und fragen Sie andere, die wie ich irgendwo aus einem Berufe, aus der Welt draußen hergeweht kamen, um zu pflegen, ob sie Ihnen nicht dasselbe sagen! Nein, nein, die Hilfslosen haben eine große Aufgabe (und die traurigen Existenzen sind diejenigen, die sie nicht begreifen): das innere Leben in sich zu bauen, wenn das äußere schweigt, und in den andern die Fürsorge zu wecken, die gut und glücklich macht. Danken sollen sie aber nicht uns, sondern wir ihnen.

29. Oktober.

Gestern mußte ich den Brief liegen lassen. Die Zeit zwar fast um, und ich hatte eine solche Unruhe nach dem



Ch. Humbert: Die beiden Schwestern.

Saal. Wie ich hinaufkomme, hat mein „Schwester“ eine Hämorrhagie. Wir haben ihn retten können.

Heute eilt's. Was ich Ihnen da vorhin geschrieben habe, ginge soviel leichter und besser mündlich, wenn ich Ihnen in die Augen schauen und über den Kopf streichen könnte! Wie geht's dem lieben Haupt? Keine Benommenheit?

Viel Freundliches!

Schwester Nina.

Berlin W., 2. November.

Liebste Schwester Nina!

Ihr Brief ist da! Und Sie in ihm, wie Sie leben. Er kam nach Berlin W., Bayreutherstraße, aus einer andern Welt, aus „unserer“ Welt; denn ich gehöre zu ihr, das spüre ich jeden Tag mehr.

Schwester, ich sehe Sie vor mir. Und ich denke daran, daß Sie in Ihren einzigen freien Minuten sich hinsetzen und an mich schreiben und so feurig und so eifrig, als sprächen wir miteinander. Aber tun Sie es nicht nachts, nach Feierabend; Sie sind oft so bleich — und dann wäre es meinetwegen!

3. November.

Ich wollte Ihnen noch meine Schwester Gerta vorstellen, alles der Reihe nach. Sie ist nur abends zu Hause, sonst in der Kriegskrippe. Wenn sie heimkommt, macht sie mir schnell einen Besuch, zieht sich aber erst um und erscheint in Lackpantöffelchen und violetten Strümpfen und mit polierten Fingernägeln. Sie ist stark und rundlich, tätig wie Mutter und gefällt gern, bedauert, daß es diesen Winter keine Gesellschaften gibt. Ich kann sie lange nicht ertragen, soviel

Körper und soviel selbstverständliches Mißverständnis zwischen uns — ich bin so überreizt, Schwester! Aber ich glaube, sie wird eine gute Frau und Mutter werden. Nun lächeln Sie. Und sagen wieder: „Haben Sie das vom Gymnasium?“ wie jenes Mal, als ich vom Weib im allgemeinen sprach. Damals habe ich's Ihnen ein wenig gezürnt. Jetzt könnte ich Ihnen nichts, gar nichts mehr zürnen, Schwester Nina.

Wissen Sie, wie lang ich zu diesem Stückchen Brief gebraucht habe? Underthalf Stunden. Und jetzt wird's unleserlich. Das Haupt ist frei, aber das Gedächtnis schwach für alles, was kurz vor der Verwundung liegt.

Tausend, tausend Grüße!

Georg.

Wer ist Ihr „Schwester“? Erzählen Sie.

Berlin W., 8. November.

Schwester Nina! Ich brauche Sie. Ich bin so unleidig. Und so überempfindlich. Ich spüre alles, auch was hinter den Worten liegt, die man mir sagt. Ich bin wie ein einziger bloßliegender Nerv. Ich kann meinen Arzt nicht mehr ertragen. Seit vier Wochen kommt er nun Tag für Tag, immer wohlgenährt, elegant, vielbeschäftigt, tut seine Pflicht an mir wie an einem Gegenstand und redet jovial mit mir wie mit einem Gesunden in einer so läppischen, maniriert verstellten Art.

Ich mache nach jeder Behandlung kleine Experimente: kneife mich, ob's weh tut, versuche Gegenstände zu fühlen, mit den Fingern der Rechten eine Nadel zu greifen. Einmal scheint alles besser zu gelingen, ein andermal alles schlechter. Gestern befragte ich Dr. Boß über meine Beobachtungen.

Ach, Sie hätten den kleinen Vortrag hören sollen, den er mir kalt und selbstgefällig hielt! Gar nichts erfuhr ich aus seinen Worten. Das war wohl so bezweckt. Ich möchte ihn nicht mehr sehen — und doch werd' ich ihn morgen wieder ungeduldig erwarten.

Ist dies nicht alles jämmerlich? Ich fürchte manchmal, im Jämmerlichen unterzugehen. Das darf nicht sein. Auch ich, ich fühle ja die „große Aufgabe“ — Ihre Worte! Aber sie ist unsagbar schwer. Sie kennen ja meine Misere, die große Misere und alle die kleinen Misere. Das bedrückt jetzt zu Hause viel mehr als im Lazarett. Bruder Simon, mein alter Pfleger, ist zwar ein guter Graubart. Aber alles ist soviel erdenschwerer als im Lazarett, die ganze kleine Misere! Schwester Nina, muß ich mich nicht sehnen? Sie haben mich gepflegt, nicht wie ein Kind, nein, mehr, als den lebendig Toten, der ich bin — aber ich war niemals jämmerlich. Sie haben meine Menschlichkeit geschont, nein, gewürdigt, erhoben. Und nun kämpfe ich allein um meine Menschlichkeit, gegen meinen Körper, gegen die überreizten Nerven, gegen meine Umgebung.

Ich schließe. Hab' ich zuviel geklagt? Erkennen Sie mich noch? Raum. G.

Reserve-Lazarett D. II, 15. November.

Mein lieber Georg, was soll ich Ihnen sagen? O, wie möchte ich bei Ihnen sein! Ein einziges Mal an Ihrem Bett sitzen! Wieviel leichter würde uns beiden. Denn von allem, was ich Ihnen geben möchte, von aller Liebe und aller Achtung kann ich nur so wenig hier sagen, und alles andere bleibt in mir wie ein schwerer, bedrückender Reichtum. Ihre Sehnsucht ist nicht allein; in Ihrer Pflege — die eine meiner schwersten und die geistig intensivste war — konnte ich alles ausgeben, was je an Kräften in mir geschlummert hat. Und dies ist das größte menschliche Glück. Das verdanke ich Ihnen. Georg, lieber Bruder, ich dachte nicht, daß ich zu Ihnen dies aussprechen würde; aber in die Stimmung ihres letzten Briefes muß ich es sagen, von diesem Glück Ihnen etwas zurückgeben.

Was Sie mir schreiben von der „geschonten Menschlichkeit“, ist mir eine Erfüllung. Es war mein Streben, ohne daß ich es wußte, bei allen, und bei Ihnen am meisten.

Noch eine Freude haben Sie mir gemacht. Sie fühlen

die große Aufgabe. Sie wird Sie stark machen; Sie werden mehr an ihr wachsen als andere in ihrem ganzen Leben.

Aber ich habe gut reden; mein Leben ist augenblicklich nur Tätigkeit — also leicht. Von Ihnen wird tausendmal Schwereres verlangt... Und deshalb muß man Sie lieben, Georg.

Berlin W., 17. November.

Meine Schwester Nina!

Die ganze Nacht hatte ich Ihren Brief in der Hand; deshalb bin ich so sanft erwacht. Ich fühle jetzt etwas als Wahrheit, das Sie mir einmal sagten: man könne einen Menschen durch das Leiden hindurchtragen. Sie tragen mich ja, Schwester Nina! Ich liege heute ganz gestillt und denke an Ihren Brief.

Ihr Georg.

(Fortsetzung folgt.)

Am südöstlichsten Punkt unseres Landes.

Von Fr. Vogt.

Lange schon ist's her. Aber noch ist die Erinnerung in mir lebhaft. In der Geographiestunde erzählte uns der Lehrer, wie er vom Stillsferjoch und der Dreisprachenspiße aus mit schönheitsdurftigem Auge eine hehre Alpenwelt bewundert und genossen habe. Und in allen unsern empfänglichen Rubenherzen ließen die begeisterten Schilderungen die Sehnsucht nach diesem schönen Erdenflecken aufleben. Jahre sind seitdem ins Meer der Vergangenheit geflossen. Der große Krieg kam. Er rief unsere Soldaten an die Grenze. Und zwei Namen unter den vielen waren es besonders, die auf einmal allen Eidgenossen geläufig wurden, Unbrail und Dreisprachenspiße an der südöstlichsten Ecke unseres Landes, an jenem exponierten Punkte, wo während vier Jahren die Oesterreicher und Italiener aufeinander loshämmerten. Inhaltlose Namen werden sie vordem den meisten Eidgenossen gewesen sein, so sie sie überhaupt kannten. Nun bekamen sie plötzlich Inhalt und Gestalt. Während den Grenzdienstwochen war es mir nicht vergönnt, dieses Fleckchen Vaterland schützen zu helfen. Vor zwei Jahren scheiterte ein Versuch, eine Ausweisarte zum Besuche zu erhalten, am glatten und schroffen „Nein“ des Grenzwachtkommandanten. Nun aber das offizielle Morden glücklich der Geschichte angehört, machten wir diesen Sommer einen neuen Versuch. Und er glückte. In zuvorkommender Weise stellte mir das Plakkommando in Santa Maria im Münstertal einen Paß aus. Und lebhaft stand sie plötzlich wieder vor meinem erwartungsvoll gespannten Geiste, jene Geographiestunde aus glücklicher Knabenzeit, die ach so weit nun schon zurückliegt im Meer der Vergangenheit.

Aber nach Santa Maria gelangt man nicht so rasch. Darüber muß ich doch noch einige Worte verlieren. Die wenigsten Leute werden es haben wie Sven Hedin bei seinen Forschungsreisen in Zentralasien, für den einige hundert Kilometer Entfernung eben keine Entfernung waren, besonders dann nicht, wenn die Ferien nur kurz bemessen sind. Ein Gang ins bündnerische Münstertal will erkauft sein. Freilich, man kann ja in Zernez, der engadinischen Bahnstation, in die Post steigen und mühelos über den Ofenberg fahren, wenn man für die einfache Fahrt 13 Fränkeln abladen will. Ich zog es aber vor, die 36 Kilometer bis Santa Maria mit meinem Stahlroß zu verdienen, und ein taufrischer, strahlender Sommermorgen — der Kalender zeigte den 31. Juli 1919 — fand mich schon inmitten der einsam stillen Ofenbergreiservation unseres schönen Nationalparks. Und wie vordem liegt die träumende Stille wieder über Wäldern und Schluchten, seit-



Santa Maria im bündnerischen Münstertal.